

## **ÄTHIOPIEN UND PELASGER**

### **Zu den Quellen der imaginären Ethnographie**

BERNHARD STRECK

Die europäische Afrikaforschung trank sicher von Anbeginn an aus zwei sehr verschiedenen Quellen: zum einen waren es Erlebnisse, Erfahrungen und Beobachtungen, die gesammelt und zusammengesetzt wurden; Aufgabe der Quellenkritik ist es hier vor allem, den Grad der Authentizität festzustellen, da jede Weitergabe des Trunks diesen unweigerlich zu beeinflussen pflegt. Die andere Quellenkategorie besteht aus den Bildern, die die Forscher ihrer Heimat verdanken. Daß es sich dabei nicht einfach um Baconische Befangenheiten handelt, die man nach positivistischen Regeln ablegen kann, zeigt die in letzter Zeit bedeutsamer gewordene Selbstreflexion der Afrikawissenschaften. Für die Ethnologie hat Fritz Kramer den Begriff „imaginäre Ethnographie“ geprägt, womit er die Verkehrte-Weltphantasien meinte, die vor der empirischen Phase die Konstruktionen der Ethnologie beherrschten.

In späteren Arbeiten hat Kramer selbst Imaginationen auch für die moderne Ethnologie geltend gemacht, und die Veröffentlichungen von Laura Bohannans unter Pseudonym erschienenem Tiv-Roman oder von Malinowskis Tagebuch haben die Macht der Leitbilder und ihre Wirkungsweise plastisch zum Ausdruck gebracht (vgl. Kohl 1979, Stagl 1988). Was also Kramer 1977 noch als Charakteristikum der mythologischen Arbeitsweise eines Friedrich Creuzers hervorgehoben hatte, trifft heute wohl auf jede kategoriale Fremdwahrnehmung in der Wissenschaft zu: Der Ethnograph beschreibt eine Welt, „die zwar im Detail aus den Quellen rekonstruiert ist, im Ganzen aber einen imaginären Grundton bewahrt“ (1977: 50). Diesen Grundton, den wir auch geheimes Leitmotiv oder Deutungsmuster nennen können, gilt es als eigenständigen Quellentypus zu trennen von den Informationen, die aus dem Objektbereich kommen. Daß das nur in der Analyse gelingt, dafür sorgen die Objektivitäten selbst, die nur in gestalteter Form, geprägt von den „hinzuwahrgenommenen“ oder apperzeptierten Bildern wirklich werden. Daran hat die Ideologiekritik nicht immer gedacht: Bilder lassen sich nur durch Gegenbilder, nicht durch „nackte Tatsachen“ bekämpfen.

Im folgenden möchte ich einen Vergleich zweier Kulturen wagen, die beide imaginierte, also eingebildete sind, auch wenn ihre „Details“ wiederum aus empirischen Fakten bestehen. Obwohl die beiden Bilder, nämlich die Äthiopen und die Pelasger, sich in ihren empirischen Quellen erheblich unterscheiden – die antiken Pelasger sind nur über sekundäre, schriftliche Quellen faßbar, während die Äthiopen von Frobenius besucht werden konnten – gleichen sich die beiden Konstruktionen in einem überraschenden Maße, so daß die Frage sich aufdrängt, ob vielleicht der ideelle Quellenbereich, also das Reservoir der gestaltenden Bilder dasselbe war. Wer die Bachofen-Tradition der deutschen Kulturmorphologie kennt, wird sich darüber nicht wundern. Wie die Mythologen des 19. Jahrhunderts haben die ethnologischen Neuromantiker

und Expressionisten des 20. Jahrhunderts die Erfüllung im Untergang und diesen als Geburtsmoment erkannt. Kultur wurde dazu ästhetisch begriffen, als Stilfrage, und das Leben selbst erschien diesen Gelehrten als ein einziger Rausch, dessen Sinn allenfalls in seiner Wiederholung liegen konnte.

Bei Äthiopen wie Pelasgern handelt es sich in Bachofens Worten um „ein Geschlecht, das mit den großen göttlichen Mächten noch in unmittelbarem Verkehr steht, sozusagen ein Geschlecht noch nicht ausgestoßen aus dem Paradiese, noch im Gefüge seiner Harmonie mit der Natur und dem All“ (1859/1954: 522). Doch die Ausweisung aus dem Paradies gilt als unausweichlich: den Pelasgern bereiteten die Griechen dieses Schicksal und den Äthiopen die „Hamiten“, Araber und Europäer. Es war das „sinkende Heidentum“, das die Mythologen wie die Kulturmorphologen faszinierte, ungeachtet der vielleicht dreitausend Jahre, die die entsprechenden Vorgänge trennten. Zu dem folgenden Vergleich wurde ich durch eigene Anschauung angeregt: Den seilflechtenden Oknos, dessen Arbeit ein kauender Esel zunichte macht und dem Bachofen den zweiten Teil seines „Versuchs über die Gräbersymbolik der Alten“ widmet, habe ich bei einem Besuch in den Nuba-Bergen Kordofans wiedergesehen.<sup>1</sup> Der Lemwareng-Oknos, gleichsam Äthiope und Pelasger in einer Person, saß auf einem Stein und flocht aus Palmblättern ein Seil. Als sich eine Kuh seinem fertigen Produkt nähern wollte, reagierte er unwillig, so wie Oknos auf dem Fries des Campanischen Columbariums an der Porta Latina. Die Kuh wurde übrigens Hawa wie die arabische Eva genannt.

\* \* \*

Den Namen Pelasger leitete der etymologisch exzessive Bachofen von einer Zusammensetzung aus einem griechischen Wort „péos“ und dem lateinischen „lar“, der vergotteten Totenseele ab. Zusammen sollen beide Wörter „der Idee der zeugenden Männlichkeit einen doppelten Ausdruck“ geben (1859/1954: 418). Es handelt sich also um ausgesprochen phallische Völker; Priapus ist ihnen Gott und der Esel aus eben demselben Grund Kulttier. Empfangen aber tut die Magna Mater, bei den pelasgischen Lykiern „Lada“ genannt, worin Bachofen wiederum „lar“, die Totenseele erkennt (1861/1964: 186). Insgesamt sollen zu diesem vorhellenischen, „vorapollinischen“ Kulturstratum die Lokrer, Leger, Karer, Aitolier, Kaukoner, Arkader, Epeier, Minyer, Teleboier und andere zu zählen sein, die Bachofen als Kronzeugen des Mutterrechts gelten. In der Japhetiten-Theorie des georgischen Linguisten N.J. Marr zählen die Pelasger zu den Ureuropäern, die sich in Resten vom Kaukasus bis zu den Pyrenäen gehalten hätten (Bohrmann 1991). Ihre kulturgeschichtliche Bedeutung im erwähnten Sinne „sinkenden Heidentums“ hat aber vor allem der Münchner Kosmikerkreis um die Jahrhundertwende buchstäblich gefeiert.

In „Rhythmen und Runen“ (1944) schreibt Ludwig Klages über die „Metaphysik des Heidentums“:

„Von solchem Leben die letzte geschichtlich erreichbare Stufe ist das Pelasgertum. Am Skamandros, in den Flußtälern Thessaliens, um den See von Dodona, an der sumpfigen Mündung des Po und am

1 Er wurde mir von Gisella und Richard Rottenburg vorgestellt, die dort Anfang der 80er Jahre auf Feldforschung waren.

heiligen Nil war seine Stätte; dem in unzähligen Strömen die Erde nässenden Urwasser Acheloos galt sein Kult. In ihm rollt die zeugende Seele der Gaia, die aus Schlammgründen in vegetativen Geburten hervordringt. Was ihre Tiefe verschweigt, das wölbt zur Höhe im Rauschen flutgenährter Eichen. Mit den Tieren der Moräste und Gewässer weiß sich diese Lebensstufe eines: Storch, Reiher, Schlange, Krokodil und Krebs sind unter ihren Göttern. Von ihr her trinkt der mystische Quell das ganze Altertum [...] Bei diesem Wasser erbeben selbst höchste Olympier: sie ahnen den immerschaffenden Muttergrund, der von jeder Wesenheit so Grab als Wiege ist.“ (zit. n. Faber 1994: 53)

Im „Eros der Ferne“ (1922: 100) verrät Klages auch, daß vom Pelasgertum „Splitter und Trümmer“ bei den zeitgenössischen „sterbenden Naturvölkern“ zu sammeln seien: „Pelasgervölker, wie wir sie in manchen der heutigen Negerstämme, in den Buschmännern, Botokuden, Feuerländern, Puris, Uraustraliern unfraglich zu erblicken haben“ (1922: 136). Dann seien aber auch einzuschließen „die sozusagen genialen Pelasgervölker der Chinesen, Sumerer, Assyrer, Ägypter, Inka, Azteken am Anfange ihrer geschichtlich erreichbaren Bildung“ (1922: 136). Klages Hauptwerk „Der Geist als Widersacher der Seele“ (1929–32/81: 1258) nennt drei Quellenbereiche zur Rekonstruktion des Pelasgertums: Dichtkunst aller Zeiten, Naturvölker und Altertum. Dessen Götterbilder, Kulte, Symbole, Mysterien und Mythen lieferten aber den „Maßstab zur Bewertung der beiden anderen“.

Der tiefstinnigste und absonderlichste Kopf der Münchener Kosmiker war Alfred Schuler. Als „ultimus paganorum“ und wiedergeborener civis romanus erschaute er selbst im kaiserlichen Rom, wohin Altmeister Bachofen den schon lange gesicherten Sieg der patriarchalen Ordnung und des männlichen Staates datiert hatte, eine Resurrektion des Pelasgertums: In den Kollegien der Priester und Vestalinnen kehrten die Jünglings- und Mädchenhäuser der Naturvölker wieder, wie auch die Frauen- und Mönchsklöster der katholischen Kirche „in der Unterstruktur das alte Mädchen- und Jünglingshaus der Urzeit“ bewahrten (1940: 185). Die Gegenwart der Urzeit war der beflügelnde Leitgedanke der Kosmiker; insofern fühlten sie selbst als Pelasger bei ihren Maskenfesten, literarischen Versuchen, wissenschaftlichen Betrachtungen und populären Vorträgen.

Im Zentrum des also wiederbelebten archaischen Kulturstratums stand eine Geisteshaltung, die Klages „opfernden Frommsinn“ (1922: 158) nannte, deren psychologische Voraussetzung wissenschaftlicher aber auch als „pathisches Bewußtsein“ (1929–32/81: 1258) bezeichnet wurde. Hierin offenbart sich der Kern der antimodernistischen Revolte: Der neuzeitlichen Idee des Subjekts hielten die Kosmiker ihre Anschauung von Heteronomie entgegen, die in Schulers Gestalt des „puer pathicus“ gipfelte, dem „Mutterkind“, dem „Sonnekind“, das leuchtet ohne eigene Anstrengung:

„Der Marienkult ist der schönste und reinste Mutterkindkult, den uns die römische Kirche aufbewahrt hat, der in sie aus der Urzeit eingesprenkelt ist, nicht weil er zu ihr und dem ursprünglichen Christentum paßte, sondern weil die katholische Kirche dieses Urempfinden der Menschheit nicht übergehen konnte und es am besten dadurch unschädlich zu machen glaubte, daß sie es in ihren eigenen Schoß aufnahm.“ (1940: 216)

Weiter äußert sich der archaische Pathizismus in der reichen Symbolik, in der immer wieder der „Kreis als Rota und Swastika“ (Klages 1929–32/81: 857) aufträte; Schuler selbst gilt als Wiederentdecker des Hakenkreuzes, des „mittelpunktlichen Symbols der vorgeschichtlichen Menschheit“ (Klages 1940: 2). Inwieweit er persönlich dieses der Hitlerbewegung vermacht hat, ist umstritten. In dieser selbst erblickte je-

denfalls der 1923 Verstorbene „die trunkene Todesfackel, welche den Völkern ins Schlachthaus voran leuchtet“ (n. Faber 1994: 87). In enger Verbindung zum pelasgischen Pathizismus ist aber Schulers geheimnisvollster Begriff zu sehen, das „Telesma“. Er sprach vom „telesmatischen Gehalt der Jugend“, der im Alter, bei „zurücktretender Geschlechtlichkeit“, wiederkehre und in der „Heimfahrt der Seele“ seine Erfüllung finde. „In den Geburten jedoch erneut sich der telesmatische Herd dieser Seelenwebe, ihrer Seelenwebe, der Seelenwebe der Toten; und wer im Telesma lebt, der weiß, daß er von Erinnerungen aus den fernsten Zeiten der Menschheit durchleuchtet ist“ (1940: 181).

Telesma, der Schlüsselbegriff in Schulers „heidnischer Gnosis“, wie Klages die Gedankenwelt seines Freundes und Lehrers kategorisierte (1940: 93), scheint eine Art Schicksalsfaden zu sein, an dem sich die Seele in ihren vielen Wiederverkörperungen entlangtastet. Im vollen Leben des Erwachsenen verdünnt er sich, um zum Tod hin wieder anzuschwellen, wie auch Geburt und Kindheit ihn deutlicher verraten. Die pelasgische Kultur, die Schuler „offen“ nannte, weil sie im Verkehr mit dem Totenreich stand, bzw. dieses miteinschloß, trug der Tod-Leben-Kontinuität Rechnung, indem sie die „Zurüstung des Brautbettes“ der „Zurüstung aufgebahrter Leichen“ anglich. Gräbersymbolik als Geburtszeichen – das war schon für Bachofen das Heureka. Für seinen Redivivus Schuler (Todes- bzw. Geburtsdatum überschneiden sich allerdings um zwölf Jahre) sind die beiden Tore durch das Telesma verbunden: „Hier in der Brautnacht wird das Telesma hervorgerufen aus dem Innern und materialisiert, dort tritt der Tote auf dem Blumenweg, durch den Transitus, in dieses Telesma ein. Die Ankunft im Leben und das Abscheiden aus dem Leben tragen deshalb analoges Gepräge“ (1940: 230).

\* \* \*

Wenden wir uns nun der anderen Kultur zu, die Frobenius im Anschluß an Herodot „äthiopisch“ nannte und die er im gesamten geographischen Sudangürtel wiedererkennen zu können glaubte. Zur Rekonstruktion dieser für urtümlich gehaltenen Kulturschicht bediente sich Frobenius zweier Quellenkategorien: antike Berichte und ethnographische Beobachtungen. Ob noch eine dritte Kategorie zu nennen ist, nämlich die neopaganistischen Phantasien zu Beginn des 20. Jahrhunderts wie z.B. aus der Subkultur der Münchener Kosmiker, soll erst einmal noch offen bleiben. Frobenius' Motiv für den prächtig aufgemachten 3. Band von „Und Afrika sprach ...“, 1913 mit dem Titel „Unter den unsträflichen Äthiopen“ erschienen, ist jedenfalls in der Rehabilitation des Heidentums zu sehen in einem Raum, in dem bislang Islamisten und Byzantinisten dominierten. Frobenius wollte „die alte Schuld der Ethnologie den Äthiopen gegenüber“ abtragen (1913: 3).

Diese Schuld traf auch Frobenius selbst, der sich nach eigenem Eingeständnis auf seinen Expeditionen zunächst immer von den Stadtkulturen, Königskulturen, Hochkulturen und Importzivilisationen beeinflusst sah und deren Urteil über die Bergheiden übernahm. Erst allmählich habe er deren bedrängte Lage erkannt und die Chance des Europäers, sie daraus zu befreien. Humanitäre Rhetorik verbindet sich hier mit wissenschaftlicher Neugier, und letztere ist neuromantisch, archaisch, exotisch:

„Ich kann diese Menschen nicht anders als die keuschesten und religiösesten bezeichnen, die ich auf der Erde als Volksgruppe überhaupt kennengelernt habe [...] Sie sind altertümlich und bizarr, ganz veraltet und in vielem uns entschieden gar nicht mehr verständlich [...] Denn es ist schrecklich und abstoßend für uns, zu sehen, wie sie sich nicht scheuen, die Köpfe ihrer verstorbenen Väter und Mütter abzuschneiden oder von den Körpern zu reißen [...] Und doch tun es diese Menschen aus Religiosität [...] Und wollt ihr noch einen Beleg dafür haben, wie tief diese Menschen der Religion und der Religiosität leben, so will ich noch sagen, daß sie die uralte Sitte der Äthiopen noch üben, von denen schon Plinius und Diodor erzählt haben: sie weihen ihre Könige alle paar Jahre dem Tode, und sie tun es, weil sonst die Erde nicht mehr Frucht hervorbringen würde, deren sie benötigen. Schauerlich und grausam ist solche Sitte. Aber wie mächtig muß einst eine Kultur gewesen sein, die vor unberechenbaren Zeiten in so gewaltigen Sitten sich äußerte!“ (1913: 32, 33, 34)

Das Kernland der Äthiopen glaubte Frobenius am Nil gefunden zu haben, im antiken Reich Kusch, womit dann auch geographisch die Verbindung zwischen den beiden Quellenbereichen hergestellt war: Was Herodot, Strabo, Diodor und andere über die Völker jenseits Ägyptens berichteten, kann in lebendigen Resten der Ethnograph des 20. Jahrhunderts studieren. Die Lösung für das Rätsel der konservierten Antike sah Frobenius in der geographischen Isolation: „Diese Weltentlegenheit hat den starren, konservativen Sinn großgezogen, weil ihm eben niemals neue Befruchtung zufloß“ (1913: 51). Den Kulturkonservatismus rühmten aber schon die antiken Ethnographen an den Äthiopen; deswegen, weil sie keine Opfer vergäßen, besuchten nach Homer die Olympier gerne die „unsträflichen Äthiopen“ (1913: 52). Die alten Quellen sind für Frobenius auch religionsethnologisch maßgebend: Die Äthiopen kennen sterbliche und unsterbliche Gottheiten; letztere werden mit Zeus, dem Schöpfer, erstere mit Osiris/Dionysos als Verkörperungen des Wechsels verglichen. Die Äthiopen gehörten damit zu den Völkern, die wie die antiken „alljährlich die Wiedergeburt und den Tod jenes Gottes, der im Wachstum der Pflanzen seine junge Kraft, in deren Hinelken sein eigenes Sterben zum Ausdruck brachte,“ feiern (1913: 55).

Was sonst noch zum Kult der Vegetationsgottheit gehört, entnimmt Frobenius ebenfalls den antiken Quellen: Erstlingsopfer und „Beschneidung der Schamglieder“, Totendienst und Priester mord. Alle diese Angaben konnten auf den Expeditionen 1910–1912 bestätigt werden: Die antike Kultur der Äthiopen lebt in den „Patriarchal-Anarchien“ (1913: 506) zwischen Nil und Senegal weiter. Mit diesem Begriff, mit dem Frobenius der „regulierten Anarchie“ der britischen Funktionalisten und deutschen Neofunktionalisten vorgriff, ist nun schon ein fundamentaler Gegensatz zu den oben skizzierten Pelasgern angedeutet. Bevor wir auf diesen Befund näher eingehen, soll aber noch ein kulturphilosophischer Schluß zur Sprache kommen, den Frobenius nach seinen großen Expeditionen und nach der Erschütterung durch den Ersten Weltkrieg zog.

Konstitutiv für die Kulturmorphologie ist der Gedanke der Heteronomie der Kulturträger. Sie machen ihre Geschichte nicht selbst, schon gar nicht „aus freien Stücken“, sondern allenfalls als Besessene. Den Geist, der die Menschen ergreift, handeln läßt und wieder fallen läßt, nannte Frobenius 1921 „Paideuma“. Es handelt sich dabei im Unterschied zur „Paideia“, mit der schon Bachofen die Kindererziehung bei den „Muttervölkern“ bezeichnete (1861/1984: 104), um die Zucht, in die auch die Erwachsenen genommen werden. Zuchtmeister aber ist für Frobenius das Schicksal selbst: Kultur wird und wird gestaltet unter den Schlägen des Schicksals, wie er in seiner aufschlußreichen Standortbestimmung „Schicksalskunde im Sinne des Kulturwerdens“ 1932 ausführt:

„Die Kultur lebt und stirbt, ersteht aufs neue und wandert durch Kulturräume nach ihren eigenen Bedingungen, so, als ob der Mensch nicht da wäre, der eben nur das Werkzeug ihrer Gestaltung ist.“ (1932: 82)

\* \* \*

Damit wissen wir über Pelasger und Äthiopen genug Bescheid, um die kulturdiffusionistische Frage nach Übereinstimmungen und Parallelen, Entlehnungen und Konvergenzen, aber auch Divergenzen stellen zu können. Beginnen wir mit den Gemeinsamkeiten zwischen Kosmikern und Kulturmorphologen, sollte zunächst noch einmal Bachofens gedacht werden, von dem die Neuromantik die lustvolle Versenkung in die heidnische Vergangenheit ererbt hat. Aber die sich selbst exkulpierende Wendung zum Bekenntnis für Vatertum, Ordnung und Staat, mit der der Basler Rechtsgelehrte sich immer wieder an die Gegenwart und ihre evolutionistische Zuversicht ankoppelte, verweigerten seine Schüler an der Schwelle zum 20. Jahrhundert. Schuler wollte – nach Klages Formulierung – „nicht mit denen verwechselt werden, die – wie leider auch Bachofen – in der einen Hand die Geheimnisse des Uranos, in der andern das Gebetbuch darböten“ (1940: 288). Und über Frobenius' Distanz zu Bachofen wird weiter unten noch ausführlicher zu sprechen sein.

Trotzdem waren Pelasger und Äthiopen, die völkerkundlichen Konstruktionen von Heidentum schlechthin, expressionistische Steigerungen des romantischen Arkadiens, das ganz unter dem Primat der Religion steht und dessen Kultur jeder funktionalen Analyse spottet. Es ist die Nichtsnutzigkeit, die die Erhabenheit erst zur Entfaltung bringt; archaische Völker wurden in beiden Schulen als Blaue Blumen der Kulturgeschichte ausgemalt, in denen der Exzess zum Mittelpunkt und das Ornament zur Struktur werden. Im französischen Surrealismus sind diese Gedanken weitergeführt worden und über Georges Batailles und andere auch wieder in die Ethnologie zurückgekehrt. Am Anfang aber stand die Anschauung von Pelasgern und Äthiopen, jene für die frühzeitliche Geschichte und diese für ihren Nachhall in der Gegenwart stehend.

Die Romantik verspürte einen machtvollen Zug zu jenen Welten, die die Aufklärung noch nicht erhellt hatte; die Blauen Blumen leuchteten am schönsten in der Nacht. „Ich liebe die Völker und Zeiten, die nicht für den Tag arbeiten sondern in all ihrem Schaffen die Ewigkeit vor Augen haben“, bekannte Bachofen in seiner „Lebensrückschau“ von 1854 (1861/1984: 12). Bei Schuler wird dann daraus: „Das Wesen der Dinge ist die Nacht“ (1940: 132) und der vielsagende Begriff der „Allnacht“. Klages kommentierte ihn: Schulers „gesamte Hinterlassenschaft stammt aus der Wirklichkeit der Allnacht, und nur der wird mit Gewinn zu ihr greifen, der über den Taten des Tages noch nicht ganz die Verbindung eingebüßt hat mit den Wundern der Nacht“ (1940: 119). Im „Eros der Ferne“ beschreibt Klages schließlich das „Nachtbewußtsein des Ekstatikers“, mit dem der „ursprüngliche Mensch über die Welt der Tatsachen herrschte“ (1922: 101). Das war auch für Frobenius die Gegenwelt zu seiner Tiefenschau; 1913 gab er eine Geschichtensammlung heraus unter dem Titel: „Schwarze Seelen. Afrikanisches Tag- und Nachtleben“, und im „Kulturreich des Festlandes“ versprach er: „Ich will versuchen, euch vom Tage zu lösen“ (1923a: 11).

Neben der Obsession der Nacht teilten Kosmiker und Kulturmorphologen die Leidenschaft für den Tod. Ihre Produkte Pelasger und Äthiopen waren Kommunika-

tionsgemeinschaften aus Lebenden und Toten, in denen die Seelen hin- und hergingen. Schuler nannte sie „offen“, weil die Grenze zwischen Leben und Tod noch nicht „magisch versiegelt“ sei (1940: 113); Klages erkannte in dem Zustandswechsel den „Rhythmus“ des Kosmos, getrieben von der gegenseitigen Sehnsucht der Lebenden und Toten zueinander (1922: 158). Bei Frobenius konnte sich die Obsession Tod zur Apotheose steigern. „Die Herrlichkeit des Todes“ lautet ein Kapitel in „Das sterbende Afrika“:

„Denn scharf und hart, schnell und ohne Vorrede schnittert das Schicksal in Afrika. Heute noch ein Land blühender Gesundheit. Morgen eine Krankheit und der Tod Tausender. Heute noch blühende Felder soweit das Auge reicht. Morgen ein Sturm und der unabwendbare Hungertod. Heute noch eine blühende Stadt. Morgen unversehens ein Überfall und damit auch ihr Ende [...] Aber ist es nicht etwas Herrliches um einen schnellen Tod? [...] Es ist ein Loblied auf die Pracht afrikanischen Zerbrechens.“ (1923b: 23)

Der Ort des raschen Pendelns zwischen Tod und Leben ist aber die Erde. Bachofen nannte die Weltanschauung seiner Mutterkulturen „Tellurismus“ und dankte der Mutter Erde für die „Wiederaufnahme des Toten“ als „höchste Äußerung der Mutterliebe“ (1859/1954: 460). Schuler erkannte hierin den Grund des „Steinkultes der Urvölker“, die mit dem in die Erde gesteckten Phallus an ihre Doppelbedeutung als Grab und Geburtsort erinnerten (1940: 208). Klages widmete ein großes Kapitel seines „Geistes als Widersacher der Seele“ der Erdmutter, die Sarg und Wiege bereithalte und in der die Pelasger ihre Toten wie Embryos bestatteten (1929–32/81: 1331). „Daß alles, was in die Erde gelegt wird, wiedergeboren wird“, meinen auch Frobenius' Äthiopien (1913: 497). Adolf Ellegard Jensen, der ab Mitte der zwanziger Jahre in die Kulturmorphologie hineinwächst, wird auf dieser Bauernregel sein „Religiöses Weltbild einer frühen Kultur“ (1947) aufbauen.

Äthiopien und Pelasger sind zwar Bauern, ihre Arbeit tun sie aber singend und tanzend: „Nur im Herzen des Kosmos selber finden wir den Schlüssel dazu, warum jedes ‚Naturvolk‘ die Arbeiten des Säens der Saat, des Mähens und Rechens, Mahlen der Körner, des Flachsbrechens, Webens und Flechtens im Takt gemeinsamer Lieder, also tanzend verrichtet“ (Klages 1929–32/81: 1348). Entsprechend stimmte Frobenius „das Hohe Lied der Arbeit“ an (1928: 194), die in der afrikanischen Steppe noch nichts von der „Fron“ der modernen Berufswelt an sich habe, sondern heiliger Dienst „als Mitschöpfer Gottes“ sei. Deswegen trennten Äthiopien und Pelasger nicht profane Arbeit von heiligen Zeremonien – wie es fast zeitgleich Durkheim (1912) für die exemplarische Gesellschaft konstatiert hatte –, sondern die Kultivierung der Pflanze ist ihnen göttliches Handeln, ist praktischer Gottesdienst und geschieht daher künstlerisch gestaltet und im schmucken Festkleid.

Von der tanzenden Arbeit der Pelasger und Äthiopien ist es nicht weit zu ihren Kultspielen, die die Götter und Gestirne auftreten lassen, oder ihren Despoten, die die Kaltherrigkeit jener imitieren. Die Kultur als Bühne für die Darstellungen des Kosmos – diese Interpretation zieht sich durch hundert Jahre deutscher Ethnologie, von Bachofen bis Jensen: „In dem Wettlauf der Bigen und Quadrigen, in der Anlage und Ausstattung des Festplatzes erkennt das Altertum ein Abbild der Wandersterne und des höchsten Gesetzes der uranischen Welt“, schrieb Bachofen in der „Unsterblichkeitslehre der orphischen Theologie auf den Grabdenkmälern des Altertums“

(1867/1958: 62). In „Mythos und Kult bei Naturvölkern“ resümiert Jensen: „Die ständige Wiederholung solcher von göttlichen Wesen in der Urzeit vollbrachten Taten ist die wichtigste Grundlage aller Kult-Handlungen. Es ist die menschliche Haltung *par excellence*“ (1951: 404).

Mimesis als Imitation des Wesentlichen ist ein aristotelischer Gedanke und zieht sich als solcher durch die Philosophiegeschichte. Erst die romantische Mythologie hat ihn aber für die Kulturbeschreibung fruchtbar gemacht, und die Paradigmen für ihre „kosmische“ Deutung hießen Pelasger und Äthiopen. Auch in der heutigen Ethnologie wird der Mimesis bisweilen noch Beachtung geschenkt, etwa in F.W. Kramers Interpretation der Fremdgeistbesessenheit (1987) oder Terence Turners Behandlung der Video-Filme der Kayapo (1993). Aber was am Ende des 20. Jahrhunderts, trotz des überreichen Belegmaterials, nicht mehr zu gelingen scheint, ist jene Empathie in den „Künstlertyrannen“ (Drechsel 1994), die sich etwa in Georges „Algabal“ zeigte (vgl. Faber 1994) oder in Alfred Schulers Erinnerung an die von Cassius Dio überlieferte Szene, in der sich Geta vor dem tödlichen Dolch seines Bruders Caracalla an die Brust seiner Mutter Julia Domna flüchtete: „[...] und sie nahm seinen Tod gleichsam im selben Mutterschoß auf, wo sie ihn geboren hatte.“ (1940: 262). Für Kosmiker und Kulturmorphologen gab es nämlich keine Skrupel bei der Annäherung an „jene logisch unverständlichen Gewißheiten, die der Pelasger lebte“ (Klages 1922: 117).

Wir kommen zu den Unterschieden zwischen den Zwillingskonstruktionen. Hier ist einzig und allein jener Begriff zu nennen, der Bachofen berühmt gemacht hat: das Mutterrecht. Die Pelasger befolgen das Mutterrecht, die Äthiopen das Vaterrecht. Zwar hat die neuere Forschung bei Pelasgervölkern, z.B. bei Lykiern, auch patrilineare Indizien gefunden (Wesel 1980: 36–40), ebenso wie die Ethnographie der Äthiopen längst auch auf matrilineare Gesellschaften gestoßen ist (z.B. Kramer und Marx 1993); trotzdem muß die Frage interessieren, warum die beiden Kinder der Bachofenschen Mythologie, der Kosmikerkreis und die Kulturmorphologie, in diesem so entscheidenden Punkt differieren. Sicher gibt es auch hier Unklarheiten, etwa wenn Frobenius im „Sterbenden Afrika“ von der „Mutter Steppe“ schwärmt, deren Macht sich die Äthiopen unterwürfen: „Es wurde gegeben, es wurde genommen. Preis und Lob dem gütigen Schicksal, der gütigen Mutter Steppe. Sie, die Heilige, hat es so bestimmt.“ (1928: 198). Oder im „Unbekannten Afrika“ ist zu lesen: „Den Raum der Sippe bietet Mutter Erde [...] Das unbebaute Land ist Teil der heiligen Mutter Erde.“ (1923: 73). An der eindeutigen Zuordnung der Äthiopen unter die patriarchalen Völker hat Frobenius aber nie Zweifel gehabt.

Diese Zuordnung ist wesentlicher Bestandteil von Frobenius' Afrikabild, das bekanntlich aus zwei einander polar entgegengesetzten Urkulturen besteht: der Äthiopik und der Hamitik. Beide entstammen der „Erde“, sind „durch den Menschen organisch gewordene Erde“ (1923c: 67). Hier aber trennt Frobenius das Bachofensche Vermächtnis bzw. spaltet es auf in einen Tellurismus, der vom aus der Erde herauswachsenden Pflanzenteil symbolisiert werde, und in einen Chthonismus, der das in die Erde hineinwachsende, das sich verwurzelnde Prinzip meint. Somit sind die beiden Wachstumsrichtungen entgegengesetzt; die „zwiespältige Pflanze“ kann das in sich verkörpern, die menschliche Kultur aber muß „entweder oder“ sein. Deswegen ist die von Kleinafrika ausgehende Chthonik der Erbfeind der tellurischen Savanne. Und das

Mutterprinzip gehört eindeutig der Hamitik mit ihrem Höhlengefühl, ihrer Magie und materialistischen Gesinnung an, während die äthiopischen Mystiker mit ihrem Weitegefühl und Seelenspur eben patriarchalisch sind.

Frobenius glaubte, Bachofen weiterzuführen, da dieser das Matriarchat eben im Mittelmeerraum entdeckt habe, genau da, wo auch die Hamitik beheimatet sei. Doch bekommen hier die altmediterranen Pelasgerkulturen einen etwas anderen Anstrich: „Der Mann ist im Matriarchat der Frau ein Schmuck wie im ursprünglichen Patriarchat die Frau dem Manne ein Durchgangsgefäß seiner Sippenfortsetzung ist.“ (1923c: 43). Bei den Äthiopen benutzt der Mann die Frau, bei den Pelasgern die Frau den Mann. Dieses ist die Kultur des „fetten Weibes“ und der Steinsetzungen, der Felsbilder und Kastenordnungen, der Helden und Barden, wie es Frobenius in seiner Gestalt der „syrtischen Kultur“ zusammenfaßt. Wir sehen, es ist von den um den Phallus tanzenden Pelasgern nicht mehr viel übrig in dieser Welt der Waffen und Burgen, während deren Gegensatz, die Äthiopen, durchaus Gemeinsamkeiten mit den mediterranen Altvölkern besitzen, wie wir oben mehrfach feststellen durften.

Bei jenem Geschichtsphilosophen, dem sich Frobenius so geistesverwandt wähnte, nämlich Oswald Spengler, werden die Etiketten erneut vertauscht: Chthonisch ist in den Fragmenten zur „Frühzeit der Weltgeschichte“ jetzt „Kash“, womit Spengler Sumner meint, und tellurisch wird Ägypten genannt, das auch Atlantis heißt und Totenkult wie Muttergöttin verehrt wie der spätere Katholizismus (1966: 243). Denkt Spengler aber an den Norden, dann wird Atlantis patriarchal: „Der Norden kennt nur Männerkulte“ (1966: 239). Man spürt, wie der kulturmorphologischen Etikettierung etwas Beliebiges anhaftet; die Geschichtsspekulanten spielen mit ihrer Materie wie Götter mit den Himmelskörpern. Nicht *wie* die Gestalten benannt und beschrieben werden, scheint wesentlich zu sein, sondern allein das Daß. Deswegen war in den Turbulenzen des begonnenen 20. Jahrhunderts Bachofens ehernes Gesetz vielleicht einfach vergessen: „In allen Erscheinungen zeigt sich dasselbe Gesetz: je ursprünglicher ein Volk, desto höher steht in der Religion das weibliche Naturprinzip, im Leben die Macht und das Ansehen der Frau.“ (1861/1984: 206).

Die Kosmiker blieben im Unterschied zu den Kulturmorphologen auf der Bachofenschen Linie. Das Schicksal, das ja auch für Frobenius die letzte Instanz überhaupt war und das er, wie wir gesehen haben, auch mit der weiblichen Erde in Verbindung bringen konnte, freilich ohne jede Konsequenz für die Kultur, diese Schicksalsmacht trägt bei Klages „ausnahmslos die Züge der Weibheit“. Und dieser geglaubte Umstand bedingt eine matriarchale Gesellschaft: Es scheint „als habe die Machtstellung des pelasgischen Weibes vorzugsweise auf der Überzeugung beruht, daß es viel unmittelbarer als der Mann mit dem Schicksal verwoben und darum in dessen Fügungen eingeweiht sei.“ (1929–32/81: 1341).

Trotz der konsequenteren Gedankenführung bei den Kosmikern könnte aber für die Kulturmorphologen eine größere Realitätsnähe sprechen. Schon im „unbekannten Afrika“ hat Frobenius sich Äußerungen erlaubt, die seiner polaren Konstruktion von weiblicher Hamitik und männlicher Äthiopik deutlich widersprechen:

„Chthonisch und tellurisch sind Bezeichnung von zwei Wesenheiten der Kultur, von denen jede stets ein wenig von der anderen besitzt oder aus sich heraus harmonisch mitschwingen läßt, wie es ja auch keine Frau und keinen Mann im absoluten Sinn gibt. Jedem Mann lebt Weibliches, jeder Frau Männliches inne.“ (1923: 78)

Damit hat Frobenius die Beendigung der Matriarchatsdebatte in der Ethnologie eingeleitet, lange bevor 1950 Jensen das vorerst klärende Schlußwort sprach: Die Ethnologie konnte weder das „vaterlose Muttertum“ noch das „mutterlose Vaterum“ bestätigen, das Bachofen mit der Kopfgeburt Athena beginnen ließ (1861/1984: 131). Auch Jensens bestbekannte „Altpflanzer“ besaßen zwar häufig Matrilocalität, aber sonst nicht die Spur von Mutterrecht. Vielmehr gehörten Mutter und Vater in allen archaischen Kulturen zu den Polaritäten, aus denen die Welt und das Leben zusammengesetzt sind. Und wo das weibliche Prinzip Gottheit wurde, verehrten die Pflanzer-völker eher ein Mädchen oder Jungfrau wie die Hainuwele der Wemale auf Ceram als eine Matrone, die Leben und Tod schenke. Auch hier denke die archaische Kultur polar: „Der männlichen Aufgabe des Tötens wird die weibliche des Gebärens und erstaunlicherweise auch des Getötetwerdens gegenübergestellt. Dem Töten wird das Zeugen gleichgestellt und dem Begattet-werden das Getötet-werden.“ (1950: 431).

\* \* \*

Äthiopien und Pelasger, so müssen wir resümieren, gibt es nicht. Doch trifft dieser Satz nur auf die Welt der Tatsachen zu. In der Welt der Wirklichkeit, der Ideen und Bilder gibt es sie wohl, und sie zeigen uns, welche Gegensätze im von außen so geschlossen wirkenden Lager der „konservativen Revolution“, bzw. ihrer kulturgeschichtlichen Perspektive auftraten. Die Gegensätze waren kulturell und lebensgeschichtlich bedingt. Alfred Schuler führte lebenslang, wie sein Ahnherr Bachofen eine geraume Zeit, das Leben von Gottfried Keller und seinem „grünen Heinrich“ im Mutterschoß. Deswegen gelang ihm die Selbstverortung in der sterblichen Hälfte des Lebens, die von der ewigen der Mütter umschlossen ist, auf so einmalige Weise. Mit seinem Leben illustrierte er Bachofens Worte:

„Das Weib ist das Gegebene, der Mann wird [...] Weib und Mann erscheinen also nicht gleichzeitig, sind nicht gleich geordnet. Das Weib geht voran, der Mann folgt; das Weib ist früher, der Mann steht zu ihr im Sohnesverhältnis; das Weib ist das Gegebene, der Mann das aus ihr erst Gewordene. Er gehört der sichtbaren, aber stets wechselnden Schöpfung; er kömmt nur in sterblicher Gestalt zum Dasein. Von Anfang an vorhanden, gegeben, unwandelbar ist nur das Weib; geworden, und darum stetem Untergang verfallen, der Mann.“ (1861/1993: 124).

Die Mythologie vieler Völker lehrt, daß vor der Ausdifferenzierung der Geschlechter die Zweigeschlechtlichkeit waltete. Was Winthuis (1929) und Baumann (1955) entdeckten bzw. zusammentrugen, hatte Bachofen schon lange vorher dem Mond abgeschaut: „Der Mond, diese ‚andre himmlische Erde‘, ist androgyn, Luna und Lunus zugleich, weiblich gegenüber der Sonne, männlich hinwieder gegenüber der Erde [...] Die von der Sonne empfangene Befruchtung teilt er weiter der Erde mit.“ (1861/1984: 178). Und dann expliziert Bachofen sehr deutlich, daß sein Mutterrecht nicht die Weiberherrschaft im Sinne der Umkehrung des bürgerlichen Patriarchats meint, sondern eine frühe Androgynität, die der Polarisierung der Geschlechter voranging und in jeder Gesellschaft mehr oder weniger bewußt immer noch anwesend ist. Und dieses Mutterrecht als „Alternativ-“ oder als „Schattenkultur“ läßt sich nun in der Tat mythologisch und ethnologisch gut belegen:

„Der Mond aber beherrscht die Nacht, wie die Sonne den Tag. Das Mutterrecht kann also mit gleicher Wahrheit dem Mond und der Nacht wie das Vaterrecht der Sonne und dem Tage beigelegt wer-

den. Mit anderen Worten: in der Gynaikokratie beherrscht die Nacht den Tag, den sie aus sich gebiert, wie die Mutter den Sohn; in dem Vaterrecht der Tag die Nacht, welche jenem sich anschließt wie die Negation der Bejahung. Ausdruck jenes Systems ist die Zeitrechnung, welche von Mitternacht, dieses diejenige, welche von dem Tage ihren Ausgangspunkt nimmt. Jenem entspricht das Monat-, diesem das Sonnenjahr.“ (1861/1984: 178/9)

Obwohl Frobenius die mondkulturelle Seite Afrikas entdeckt und meisterhaft beschrieben hat, blieb ihm dieser Zusammenhang verborgen. Verantwortlich dafür ist wohl seine patriarchale Eigenprägung. Sein Vater, der preußische Oberstleutnant Herman Frobenius, war das organisatorische Korsett des Unternehmens „Kulturmorphologie“. Im Vorwort zu „Und Afrika sprach“ bekannte der Sohn: „Die Bande der Natur, die mich an diesen Mann knüpfen, wurden durch derart weitgehendes Zusammenarbeiten in einer Weise gestärkt, daß sie, zumal sie sich in diesem Werke offenbart, auch für die Öffentlichkeit ein gewisses Interesse haben“ (1912: XXIII). In der Tat: die patrilineare Bindung an den Vater (und Bruder) ist sicher der eine Schlüssel für die oben aufgedeckte Differenz zwischen Äthiopien und Pelasger, so wie Schulers Mutterbindung und Klages „Eros der Ferne“ zur ebenfalls dem Kosmikerkreis angehörenden Franziska zu Reventlow, seiner „modernen Heidin“ und „letzten Hetäre“ (vgl. Faber 1994) der andere Schlüssel war.

Es bedarf also einer bestimmten biographischen Disposition, um Bachofens Gedanken von der „Wiederaufnahme des Toten“ als „höchste Äußerung der Mutterliebe, die ihrer Geburt in dem Augenblicke die Treue bewahrt, in welchem sie von allen anderen verlassen dasteht“ (1859/1954: 460), wiederholen zu können. Mühlmann, der lebenslange rationalistische Widersacher der Kulturmorphologie, hatte sich in seinem Spätwerk „Die Metamorphose der Frau“ (1981) über den weiblichen Schamanismus beweglicher gezeigt als es Frobenius jemals gelungen war: „Religionen der Weltablehnung lehnen auch ‚das Weib‘ ab“ (1981: 81). Die Äthiopien gehören nicht zu dieser Geistesstradition, wohl aber der biographische Hintergrund ihres Konstrukteurs.

Fragen wir zum Schluß nach den Diffusionskanälen zwischen Kosmikern und Kulturmorphologen, da, wie wir gesehen haben, die Gemeinsamkeiten und Parallelen eigentlich doch überwiegen. Beide „Subkulturen“ entstanden im Deutschland der Jahrhundertwende und strahlten von da weit in das dunkle 20. Jahrhundert hinein. Die quasi-militärische Organisation eines afrikabezogenen Expeditionsunternehmens bildete aber einen denkbar scharfen Kontrast zur Gammelei der Schwabinger Boheme, in der die antipreußischen Kosmiker ihre Bachofensche „familiäre Selbstumarmung“ durchlitten. Es müßte hier keine Verbindung gegeben haben, wenn sich die Monumentalgemälde der Pelasger und der Äthiopien nicht so sehr glichen. Andererseits konnte der Monarchist Frobenius eine an Opportunismus grenzende Flexibilität an den Tag legen, wie es sein erfolgreiches Antichambrieren bei den 1918 an die Macht gekommenen Rätekommunisten Eisner und Auer zeigte (Smolka 1991: 388). Besuchte der Oberstleutnant Frobenius, als Sohn Leo 1915 nach Eriträa unterwegs war, vielleicht heimlich die von Klages, Freytag und Frau Bruckmann organisierten Vorträge Alfred Schulers, die dieser in eben diesem Jahr, durch den Tod seiner Mutter seit 1912 mittellos geworden, halten mußte? Aber damals standen doch die Bilder schon fertig da, auch wenn das „Paideuma“ noch nicht veröffentlicht war. Könnte Spengler die Rolle des Gedankenüberbringers gespielt haben? Aber diesem „Philosophen der Schwerindustrie“ (Adorno) fehlten doch auch alle Neigungen, sich mit dem schon

1904 über die jüdische Frage zerbrochenen Heidenzirkel einzulassen. Wesentlich wahrscheinlicher ist, daß die Ideendiffusion über so jemanden wie den Dichter und Maler Max Dauthendey erfolgte, der nachweislich zu beiden Zirkeln, also dem ab 1904 sogenannten George-Kreis und zur Kulturmorphologie von Frobenius und Spengler Kontakt hatte. Dauthendey verstarb 1918 in der Internierung auf Java. Es dauerte aber noch sieben Jahre, bis einflußreiche Georgianer wie Karl Reinhardt, Walter F. Otto, Hans Naumann oder Max Kommerell das in München gescheiterte „Institut für Kulturmorphologie“ nach Frankfurt holten.<sup>2</sup>

Wir sehen, die Geister bewegen sich freier als die historischen Tatsachen es zuzulassen scheinen. Es ist hier noch einige Archivarbeit zu bewältigen, bevor die tatsächliche Verwandtschaft dieser heterozygoten Zwillinge, des „Telesma“ und des „Paideuma“, als Geburten des Ersten Weltkrieges, nachgewiesen werden kann. Daß wir es nur mit zwei Varianten des ethnologischen Archaismus zu tun haben, ist aus den obigen Überlegungen und Zitaten sicher deutlich geworden. Und beide schöpften ihre Energie aus dem verlorenen Krieg, auch wenn ihre Grundlinien schon um die Jahrhundertwende festlagen. Letztlich aber gründete selbst der Bezug zur eigenen ethnischen Identität, die in den zwanziger Jahren aktuell werdende Verknüpfung von Pelasgern bzw. Äthiopen zum Germanentum, in Bachofen, für den selbst Altitaliker wie die Ligurer ein „deutscher Stamm“ waren (1859/1954: 521) und wie alle Altvölker seines Gesichtskreises aus der nordischen „vagina nationum“ kamen. Auf diese Verbindung, in ihrer patriarchalen Variante, wollte sich Frobenius berufen, als er mitten im Ersten Weltkrieg im Sudan eine zweite Front, im Rücken der Entente, anvisierte (Heine 1980). Es wäre in seinen Augen der gemeinsame Aufstand der patriarchalen Peripherie gegen die matriachale Tyrannei aus Hamitik und den kolonial überlegenen Franzosen und Engländern gewesen. Für Klages aber hätte weder dieser Sieg noch derselbe in geschlechtsrechtlicher Umpolung Hoffnung gebracht. Als Metaphysiker des Neopaganismus hatte er der Zukunft gänzlich abgeschworen (1922: 126/7). Das Heidentum, in das sich die Neuromantiker mit ihrem unerforschlichen „Paideuma“ flüchteten wie die Altromantiker mit ihren Volksgeistern in den Katholizismus, dieses Heidentum war nur sterbend venerabel. Darüber konnten auch die „in heiligem Schauer“ aufgefrischten Bilder der Äthiopen und Pelasger nicht hinwegtäuschen.

### *Literaturverzeichnis*

- Bachofen, J.J., 1861/1993: Das Mutterrecht. Frankfurt am Main: Suhrkamp.  
 –, 1984: Mutterrecht und Urreligion. Hrsg. von H.G. Kippenberg, Stuttgart: Kröner.  
 –, 1859/1954: Versuch über die Gräbersymbolik der Alten. Gesammelte Werke, Bd. IV, hrsg. von H. Fuchs *et al.*, Basel: Schwabe.  
 –, 1867/1958: Die Unsterblichkeitslehre der orphischen Theologie. In: Römische Grablampen (1867), Gesammelte Werke Bd. VII, hrsg. von J. Dörig *et al.*, Basel und Stuttgart: Schwabe.  
 Bataille, G., 1985: Die Aufhebung der Ökonomie. München: Matthes & Seitz (Orig. frz. 1967).  
 Baumann, H., 1955: Das doppelte Geschlecht. Berlin: Reimer.  
 Bohrmann, L., 1991: Der „Ursprung der Kurden“ in der westlichen Orientalistik und die Entwicklung des kurdischen Geschichtsbewußtseins, *Ethnologisch-archäologische Zeitschrift* 32: 316–31.

2 Schivelbusch 1982; Smolka 1991.

- Dauthendey, M., 1921/1992: Das Märchenbriefbuch der heiligen Nächte im Javanerland. Leipzig und Weimar: Kiepenheuer.
- Drechsel, P., 1993: Sozialstruktur und kommunikatives Handeln. Reflexionen über eine postmoderne Ethno-Soziologie. Hamburg: Lit.
- Durkheim, E., 1912: Les formes élémentaires de la vie religieuse. Paris.
- Faber, R., 1994: Männerrunde mit Gräfin. Die „Kosmiker“ Derleth, George, Klages, Schuler, Wolfskehl und Franziska zu Reventlow. Frankfurt am Main etc.: Peter Lang.
- Frobenius, L., 1932: Schicksalskunde im Sinne des Kulturwerdens. Leipzig: Voigtländer.
- , 1928: Das sterbende Afrika. Die Seele eines Erdteils. In: Erlebte Erdteile Bd. V, Frankfurt am Main: Societäts-Druckerei.
- , 1913: Schwarze Seelen. Afrikanisches Tag- und Nachtleben. Neue Erzählungen. Berlin: Vita.
- , 1923a: Vom Kulturreich des Festlandes. Dokumente zur Kulturphysiognomik. Berlin: Wegweiser-Verlag.
- , 1923b: Das sterbende Afrika. München: O.C. Recht.
- , 1923c: Das unbekannte Afrika. Aufhellung des Schicksals eines Erdteils. München: C.H. Beck.
- , 1921/1951: Paideuma. Umriss einer Kultur- und Seelenlehre. Düsseldorf: E. Diederichs.
- , 1913: Unter den unsträflichen Aethiopen. Und Afrika sprach... 3. Band, Berlin-Charl.: Vita.
- Heine, P., 1980: Leo Frobenius als politischer Agent. Ein Beitrag zu seiner Biographie, *Paideuma* 26: 1–5.
- Jensen, Ad.E., 1948/1966: Die getötete Gottheit. Weltbild einer frühen Kultur. Stuttgart: Kohlhammer.
- , 1948: Das religiöse Weltbild einer frühen Kultur. Stuttgart: Schröder.
- , 1950: Gab es eine mutterrechtliche Kultur? *Studium Generale* 3(8): 418–33.
- , 1951: Mythos und Kult bei Naturvölkern. Religionswissenschaftliche Betrachtungen. Wiesbaden: Steiner.
- Klages, L., 1922/1951: Vom kosmogonischen Eros. Stuttgart: H.E. Günther.
- , 1929–32/1981: Der Geist als Widersacher der Seele. Bonn: Bouvier.
- , 1944: Rhythmen und Runen. Aus dem Nachlaß. Leipzig.
- Kohl, K.-H., 1979: Exotik als Beruf. Wiesbaden: Heymann.
- Kramer, F., 1977: Verkehrte Welten. Zur imaginären Ethnographie des 19. Jahrhunderts. Frankfurt am Main: Syndikat.
- , 1987: Der rote Fes. Über Besessenheit und Kunst in Afrika. Frankfurt am Main: Athenäum.
- Kramer, F.W. und G. Marx 1993: Zeitmarken. Die Feste von Dimodonko. München: Trickster.
- Kramer, F. und Ch. Sigris (Hrsg.) 1978: Gesellschaften ohne Staat. 2 Bde. Frankfurt am Main: Syndikat.
- Mühlmann, W.E., 1981: Die Metamorphose der Frau. Weiblicher Schamanismus und Dichtung. Berlin: Reimer.
- Schivelbusch, W., 1982/1985: Intellektuellendämmerung. Zur Lage der Frankfurter Intelligenz in den zwanziger Jahren. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Schuler, A., 1940: Fragmente und Vorträge. Aus dem Nachlaß. Mit einer Einführung von Ludwig Klages. Leipzig: Barth.
- Sigris, Ch., 1967: Regulierte Anarchie, Freiburg und Olten: Walter.
- Smolka, W.J., 1991: Unternehmen Menschheitsgeschichte. Zum Etablierungsversuch des ‚Deutschen Forschungsinstituts für Völkerkunde‘ in München – ein Bericht aus den Akten. In: W. Müller *et al.* (Hrsg.), Universität und Bildung. Festschrift Laetitia Boehm zum 60. Geburtstag. München: PS-Serviceleistungen für Geisteswissenschaft und Medien, S. 381–96.
- Spengler, O., 1966: Frühzeit der Weltgeschichte. Fragmente aus dem Nachlass, München: C.H. Beck.
- Stagl, J., 1988: Einleitung zu E.S. Bowen (L. Bohannan) Rückkehr zum Lachen. Ein ethnologischer Roman. Reinbek: Rowohlt (amerikanisches Original 1964).
- Turner, T., 1993: The Poetics of Play: Ritual Clowning, Masking and the Production of Society among the Kayapo. Paper presented at Symposium on “The Ludic – Forces of Generation and Fracture”. International Science Forum, Heidelberg, October 25–31, 1993.
- Wesel, U., 1980: Der Mythos vom Matriarchat. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Winthuis, J., 1928: Das Zweigeschlechterwesen bei den Zentralaustralern und anderen Völkern. Leipzig.